

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 186 (1907)

Artikel: Die Schweiz unter der Restauration 1814-1830
Autor: Schneebeil, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374367>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schweiz unter der Restauration 1814—1830.

Von Heinrich Schneebei.

Unter Restauration versteht man die Zeit der schweizerisch-politischen Geschichte, in welcher unser Staat nach den Revolutionsperioden wieder in die ruhige Bahn einer gesicherten, an die ältern Verhältnisse anknüpfenden Existenz einlenkte.

Durch den Donner Schlag der dreitägigen Schlacht bei Leipzig wurde die Schweiz aus dem Schlummer, in den sie der Glaube an das nicht zu zerstörende Kriegsglück ihres mächtigen Vermittlers gewiegt, gewaltsam aufgerüttelt. Eine so gänzliche Umgestaltung der politischen Verhältnisse erwartete sie nicht. Sie sah

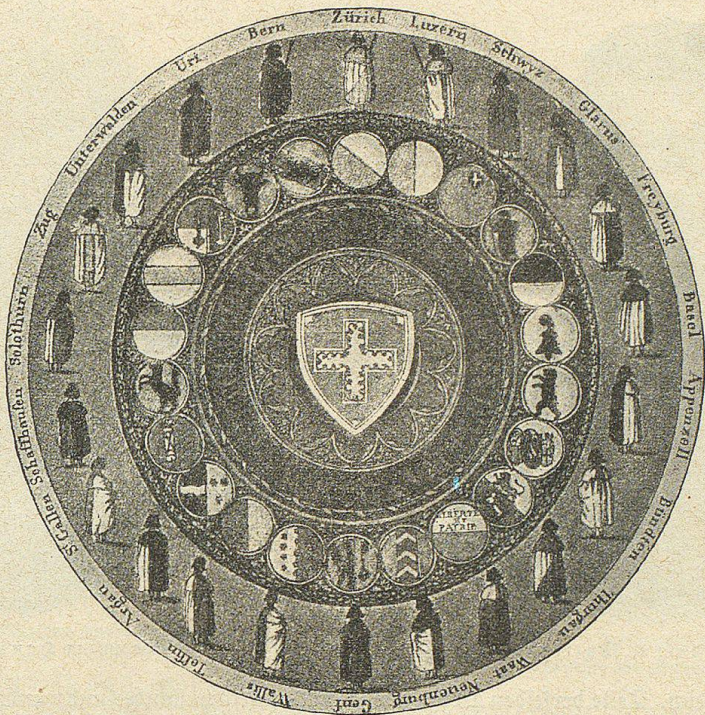
das Joch, das auf Deutschland gehaftet, zerbrochen und sich zwischen zwei bekämpfende Systeme eingedrängt. Bei dieser Wendung der Dinge erwachte das Bewußtsein von den Wohltaten der Vermittlungsakte. Unter ihrem Einflusse erfreute sich die Schweiz zehn Jahre lang eines größern innern Glückes als die übrigen Staaten Europas und hatte weniger als sie zu leiden. Wenn auch der Vermittler als Ersatz für seine Protektion viele Opfer von ihr gefordert, so hatte er doch den ehemals demokratischen Ständen ihre früheren Einrichtungen wieder zurückgegeben, das Dasein der neuen Kantone befestigt und in den ihres Gebietes teilweise beraubten aristokratischen Kantonen Ordnung und Wohlstand hergestellt. Die besonnenen Vaterlandsfreunde der verschiedenen politischen Meinungen hatten also alle Ursache, mit den Früchten der Mediation zufrieden zu sein. Sie wünschten einzig, sie von der anflebenden französischen Oberherrlichkeit zu reinigen.

Bei jedem entscheidenden Wendepunkt in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit findet sich immer eine Klasse von Menschen, die nicht ausstirbt, stets über die Gegenwart klagt und das Schöne und Wahre nur in der Vergangenheit sieht und immer darauf zählt, die Zeit, die in ihrem Laufe unaufhaltsam ist, werde zu ihren Gunsten rückwärts gehen. Dem Sterne, der den Weg zur Rettung zeigt, den Rücken wendend, suchen sie die Hoffnung weit, weit hinter ihnen. Eine enggeschlossene Verbindung von Männern in den Aristokratien, die mit ihren Meinungen und Vorurteilen noch in der alten Ordnung der Dinge zurückgeblieben waren, meinte, wieder die Ordnung vor 1798 zurückführen und

ihre Wünsche befriedigen zu können. Diese Wünsche drohten der Schweiz mit innerer Zwietracht, während die Annäherung des Kriegsschauplatzes sie von außen bedrohte.

Dieser doppelten Gefahr gegenüber beeilte sich der Landammann von Reinhard in Zürich auf den 15. November eine außerordentliche Tagsatzung einzuberufen. Diese erließ eine feierliche Erklärung der Neutralität und beschloß zugleich bewaffnete Handhabung derselben. Von diesem Schritte erhielten die Großmächte amtliche Kenntnis. Als General wurde der bernische Schultheiß

von Wattenwyl an die Spitze des Heeres von 15,200 Mann gestellt. Das zweite Kontingent mußte sich marschfertig halten und das dritte unverzüglich organisiert werden. Allein die Kassen waren leer, die Soldaten meist uneingeübt. Es fehlte an einem Generalstab. Die Armee, welche den Schweizern am Rheine gegenüberstand, belief sich auf 160,000 Mann. Jetzt spürte man die Folgen davon, daß durch den Einfluß Napoleons das schweizerische Militärwesen auf's äußerste darniedergehalten worden; daher war bei den leitenden Männern in der Schweiz das Vertrauen gering, daß man die Neutralität zu wahren vermöge und dies lähmte den Widerstand. Der Schauplatz der tätigen Ver-

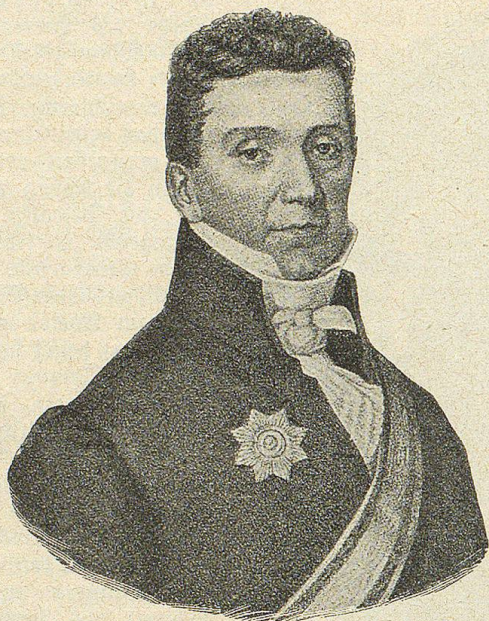


Das große Siegel der Eidgenossenschaft mit den Ständesweibeln.

teidigungsmaßregeln war die Stadt Basel. Um dieselbe gegen einen Handstreich sicher zu stellen, wurden vor den Toren der Stadt Verschanzungen aufgeworfen und auf den Wällen Kanonen aufgeführt.

Unterdessen sammelten sich die Truppen der Alliierten am Oberrhein, hauptsächlich in der Nähe von Basel. Man wußte in der Schweiz nicht, daß unter den Verbündeten der Voratz überwog, in die Schweiz einzurücken und das Werk Napoleons zu vernichten. Der Glaube herrschte vor, daß der Rheinübergang unterhalb Basel erfolge und daß ein Zwang gegen die Schweiz nicht angewendet würde, um so mehr, da Kaiser Alexander von Rußland versicherte, man werde die schweiz. Neutralität respektieren. Durch den Waadtländer Laharpe erzogen, hatte er ein lebhaftes Interesse für unser Land gewonnen. Allein die Führer Oesterreichs, der kommandierende Fürst von Schwarzenberg und der Minister von Metternich entschieden den Durch-

marſch inſolge militäriſcher Erwägungen. Als nun Kaiſer Alexander bei den Anverwandten ſeiner Gemahlin in Karls-ruhe weilte, wurden die Anſtalten zum Einmarſch getroffen und am 21. Dezember 1813 nahmen über 130,000 Deſterreicher ihren Weg durch die Schweiz. Ihr Marſch führte ſie über Baſel nach Belfort, über Neuenburg nach der Frei-graſſchaft, über Lauſanne und Genf nach Lyon. Die Schweizer wurden gleichzeitig aufgefordert, ſie ſollten der heiligen Sache, die Völker Europas zu befreien, ſich anſchließen. Indem man erklärte, es ſei nicht die Meinung, in die innern Verhältniſſe der Eidgenoſſenſchaft ſich zu miſchen, ließ man doch die Abſicht durchblicken, daſelbſt die „alte und ehrwürdige Ordnung“ wieder einzufetzen. Die ſchweizeriſchen Truppen wurden am 24. Dezember ent-



Landammann Rudolf v. Wattenwil.

laſſen und zogen traurig heim. Teile derſelben zerbrachen ihre Waffen; alle aber waren empört, weil es ihnen nicht vergönnt war, der Väter wert ſich erweiſen zu können. Alles war nun zu Ende.

In nicht enden wollenden Kolonnen zogen die Deſterreicher während mehreren Wochen durch Baſel, Lauſenburg und Schaffhauſen nach Frankreich. Die Mannszucht der Truppen blieb lobenswert, aber die Einquartierungen und Lieferungen wollten kein Ende nehmen. Mitte Januar waren faſt alle Vorräte aufgezehrt, Pferde und Zugvieh wurden von den Fremden in Beſchlag genommen, Krankheiten ſuchten die Soldaten heim und zahlreiche Aerzte ſtarben am Pazarotfieber.

Der Durchzug der Alliierten hatte entſcheidende Folgen für das Verfaſſungsleben. Die am 29. Dezember in Zürich verſammelte Tagsatzung beſchloß, die Mediationsakte aufzuheben und ſie durch einen einfachen Vertrag zu erſetzen, nach welchem ſich die Eidgenoſſen brüderlichen Rat, Hilfe und Beiſtand verſprachen und den Grundsatz anerkannten, daß es keine Untertanenländer mehr geben ſolle.

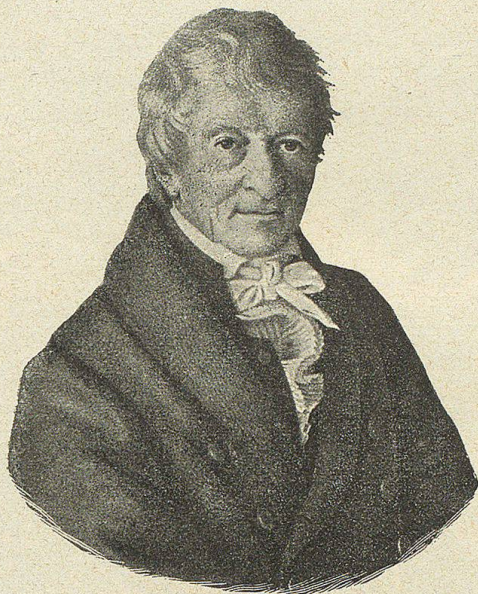
Nach der Abſchaffung der Mediationsakte beſtand nirgends mehr eine verfaſſungsmäßige Ordnung. Ueberall konnte die Reaktion nach Herzensluſt ſich breit machen. Sie war von Deſterreich begünſtigt, während der von Va-harpe beeinflusste Alexander die neuen Grundlagen aufrecht erhalten wollte. Es verſammelte ſich in dem badiſchen Städtchen Waldſhut ein Komite von Patriziern, welches hauptſächlich aus Bernern, Zürchern und Bündnern beſtand, welche mit Deſterreich in Verbindung ſtanden und die dreizehnörtige Eidgenoſſenſchaft wieder herſtellen wollten. Sie machten Bern zum Mittelpunkt dieſer Reaktion, welches ſeine Ansprüche auf die Waadt und den Aargau aufrecht zu erhalten wünſchte. Luzern, Freiburg, Solothurn, die drei Urkantone und Zug waren mit dieſer rückläufigen Be-



Landammann Hans Reinhard.

wegung einverſtanden und wändten ſich an die „alten wahren Miteidgenoſſen“, auf Grund der alten Bünde zuſammenzutreten. Jetzt war die Schweiz in zwei einander gegenüberſtehende Staaten geſpalten; der eine gegründet auf die neue Ordnung der Dinge und ſtamm verteidigt von den Kantonen, deren Abgeordnete in Zürich geblieben, der andere ſich ſteifend auf die althergebrachte Ordnung. Wirklich kamen die Geſandten von acht Ständen in Luzern zuſammen. Sie nahmen ſich heraus, gegen die Tagsatzung in Zürich zu proteſtieren. Nun war guter Rat teuer. Die Lage war ungemein ſchlimm und kritiſch. Wie leicht konnte die Schweiz in dieſer Zerriffenheit ein Spielball der Mächte werden! Letztere erließen eine dringende Mahnung zur Einigung und drohten Intervention eintreten zu laſſen, wenn nicht innert 24 Stunden eine Erklärung der zu Luzern verſammelten Stände einlange, daß ſie die Zürcher Tagsatzung anerkenne und beſchicken wolle. Dies half. Die Tagsatzung der dreizehn Kantone ging in Stücke und die Kantone, welche fern geblieben, ſchickten, einer um den andern, Bern zuletzt, ihre Abgeordneten auf die Tagsatzung nach Zürich.

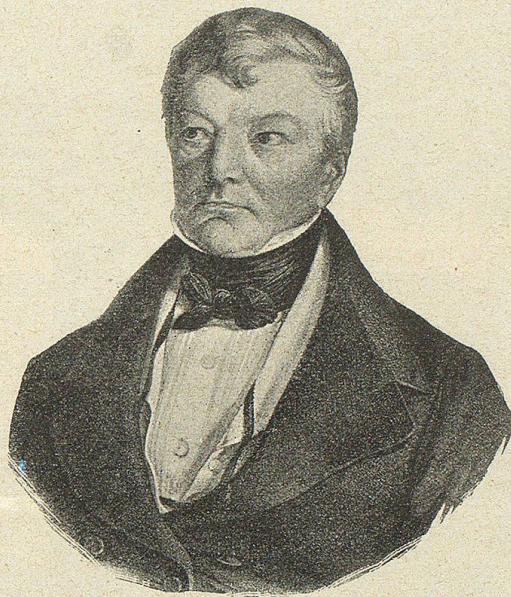
Jetzt ging man ans Werk, eine neue Verfassung aufzurichten. Vom 6. April 1814 bis 13. August 1815 suchte die sogenannte „lange Tagssatzung“ den Wortlaut einer Vereinbarung festzustellen. In dieser Versammlung, wie in den Kantonen, war genügend Stoff vorhanden, die Gemüter noch stärker zu verbittern. Mehr als einmal war der Ausbruch des Bürgerkrieges auf der Schwelle. Unter dessen waren die Alliierten in Paris eingezogen, Ludwig XVIII. hatte den französischen Thron bestiegen und durch den ersten Pariser Frieden wurde die Unabhängigkeit der Schweiz ausdrücklich anerkannt. Die Kantone konnten sich nunmehr, einer nach dem andern, neue, auf mehr oder minder aristokratischen Grundlagen beruhende Verfassungen



J. C. Zellweger
Verfasser der „Geschichte des Appenzellerlandes“.

geben. Ein geheimer Artikel stellte die neutralisierte Schweiz unter den Schirm und Schutz der Mächte, Frankreich inbegriffen. Die unser Land betreffenden wichtigen Fragen sollten in Wien, wohin die Fürsten und Minister sich nunmehr begaben, behandelt werden. Die Schweiz wählte als Abgeordnete des Bundes Bürgermeister Reinhard von Zürich als ersten Gesandten, Staatsrat v. Montenaich von Freiburg zum zweiten und Bürgermeister Wieland von Basel zum dritten Gesandten. Man gab denselben eine Instruktion mit, an welche sie sich streng zu halten hatten. Sie sollten hauptsächlich die Erwartung aussprechen, daß im allgemeinen Friedensschluß die feierliche Anerkennung der schweiz. Eidgenossenschaft als eines freien, unabhängigen, durch seine eigene Verfassung und eigenen Gesetze regierten Staates ausgesprochen werde. Sodann wurde hauptsächlich die feierliche Anerkennung der schweiz. Neutralität betont; denn nicht allein die Wohlfahrt der Schweiz selbst komme dabei in Betracht, sondern die Neutralität wirke auch entscheidend auf die Ruhe von Deutschland, Italien und Frankreich, für welche das am höchsten liegende Land Europas die stärkste

Verteidigungsposition und der gefährlichste Angriffspunkt bilde. Dafür bedürfe die Schweiz besserer Grenzen. Hierzu sei nötig die Abtretung von Valais, Genf und Neuenburg, ferner des Bistums Basel und des an Frankreich 1803 abgegebenen Dappental. Im Süden sollte das Veltlin und Chiavenna zurückerstattet und zur Sicherung der Nordgrenze Konstanz dem Thurgau zugeteilt werden. Doch auch in Wien stellte sich das Elend schweizerischer Zerrissenheit aufs kläglichste bloß; denn neben den Bundesabgeordneten schickten auch einzelne Kantone (Bern, Waadt, Aargau, Graubünden und Genf) ihre Bevollmächtigten, um für ihre besonderen Interessen bei Fürsten und Diplomaten guten Willen zu machen und es kam häufig vor, daß diese kantonalen Vertreter denjenigen des Bundes entgegenwirkten.



Heinrich Bschöke
Verfasser der „Stunden der Andacht“.

Die Mächte zu Wien bestellten eine engere Kommission zur Behandlung der schweizerischen Angelegenheiten. Man kam im Allgemeinen der Schweiz mit Wohlwollen entgegen. Nur bezüglich der Grenzregulierungen zeigte sich ein Widerstreben. Während dort unten in der lustigen Kaiserstadt, an der schönen blauen Donau, Feste und Vergnügungen sich drängten, sodaß das Sprichwort kursierte; „Der Kongreß tanzt aber marschiert nicht“ traf die Gemüter wie ein Donnerschlag die Nachricht: Napoleon sei von der Insel Elba zurückgekehrt, sammle wieder ein neues Heer und sei auf dem Marsche nach Paris. Angesichts eines neuen europäischen Krieges wurden alle innern Streitigkeiten aufgegeben. Der Kongreß raffte sich auf, erließ eine kategorische Erklärung gegen den Usurpator und organisierte einen gemeinsamen kriegerischen Widerstand. Die Kantone wurden zum Aufgebot eines ersten Truppenauszuges aufgefordert, die Besetzung des Westens angeordnet und die Schweizertruppen in Frankreich heimgerufen. Die Tagssatzung ernannte den 75 jährigen Bachmann von Näfels, der damals im Dienste Ludwig XVIII. sich befand, zum General

und gab ihm den Grafen Castella von Freiburg als Generalmajor zur Seite. Man brachte 40,000 Mann auf die Veine zur Verteidigung der Grenze. Die Großmächte hegten aber großes Mißtrauen in die Befähigung der Schweiz betreffs militärischer Leistungen und wünschten engen Anschluß an ihr kriegerisches System, obgleich sie doch selbst die Neutralität der Schweiz gleichsam anerkannt hatten. Nachdem die Tagsatzung allerlei Ausflüchte versucht, mußte sie schließlich der Forderung nachgeben und gestattete den alliierten Truppen den momentanen Durchmarsch.

Durch diesen verhängnisvollen Schritt wurde die Lage gespannter. Napoleon mußte jetzt die Schweiz als erklärten

20,000 Mann waren bereits in das arme Bergland eingedrungen und hatten dabei nicht die beste Mannszucht beobachtet. Dieser Feldzug wurde in der Schweiz scharf getadelt. Als nun gar sechs Bataillone in Bachmanns Heer zur Meuterei sich erhoben und ihre Befehlshaber erklärten, die Mannschaft werde nicht über die Grenze gehen (2 von St. Gallen, 1 von Graubünden, 1 von Appenzell, 1 von Tessin und 1 von Aargau), wurde die Tagsatzung wankelmütig und schickte eine Kommission zur Prüfung der Sachlage ab. Nicht der Hunger, nicht das schlechte Wetter hielt die Meuterer zurück, nur der Gedanke, in Frankreich einzufallen, empörte sie. Die Brigade wurde aufgelöst, die un-



Erstes Eidgenössisches Schützenfest in Aarau 1824.

Feind betrachten und behandeln. Sofort begannen die Feindseligkeiten der Franzosen im Jura. Glücklicherweise für die Schweiz wählte Napoleon Belgien zum Operationsfeld und bald kam zur Erleichterung der Gemüter die Nachricht von der erdrückenden Niederlage der Franzosen bei Waterloo. Es war die höchste Zeit, denn Genf und Basel befanden sich in einer kritischen Lage. Der erstern Stadt hatten sich französische Truppen genähert und die Festung Hüningen begann, ohne vorherige Anzeige, Basel zu bombardieren. Diese Nachricht und die Mitteilung, daß französische Plünderer verschiedentlich auf Schweizergebiet übergetreten seien, bestimmten den General Bachmann zu dem schwerwiegenden Entschluß, in die Freigravität einzumarschieren. Erstaunt ersuchte ihn die Tagsatzung, diese Maßregel rückgängig zu machen, aber es war zu spät.

gehorsamen Bataillone andern Truppenkörpern einverleibt, wo sie Corveedienste tun und die Fahne eingerollt tragen mußten. Da die Tagsatzung ihre Verstimmung und Unzufriedenheit deutlich fühlen ließ, nahmen Bachmann und Castella ihre Entlassung. Sie wurden ersetzt durch Generalquartiermeister Finsler von Zürich. Die Feindseligkeiten dauerten noch eine Zeit lang fort infolge der Belagerung von Hüningen, welches durch schweizerische und österreichische Truppen cerniert wurde. Nach ehrenvollem Widerstande kapitulierte die Festung und das Bollwerk Ludwigs XIV., die Zwingburg Basels und der schweizerischen Freiheit wurde geschleift.

Nach der Besiegung Napoleons mußte das Werk des Wiener Kongresses wieder aufgenommen und vollendet werden. Am 7. August 1815 wurde von den 22 Ständen

Im Grossmünster in Zürich der neue Bund beschworen in Gegenwart der fremden Diplomaten und des Erzherzogs Johann von Oesterreich. Die Schweiz bemühte sich nunmehr um Erfüllung ihrer Forderungen und Wünsche bei den fremden Mächten. Nachdem diese zum zweiten Male in Frankreich eingerückt und Napoleon neuerdings verbannt hatten, ordneten sie ihre Beziehungen zu diesem Lande im zweiten Pariser Frieden. Pictet de Rochemont von Genf, dessen Klugheit und Fähigkeit sich schon früher in Wien bewährt hatte, wurde dorthin gesandt. Durch seine Bemühungen kam Genf in Besitz von Versoix und Umgebung. Frankreich versprach ferner, Hüningen nie wieder herzustellen und anerkannte die Neutralität Nordsavoiens, sowie die ewige Neutralität und Unverletzbarkeit der Schweiz mit der Erklärung, daß dieselbe im wahren Interesse von ganz Europa gelegen sei. Dagegen wurde das Dappental neuerdings Frankreich zuerkannt. Genf, Neuenburg und Valais wurden wiederum der Eidgenossenschaft zugeteilt, Bern für Waadt und Aargau mit einem Teil des Bistums Basel entschädigt. Oesterreich behielt das Veltlin als Eroberung für sich. Aargau, Waadt, Tessin und St. Gallen mußten den kleinen Kantonen 500,000 alte Franken bezahlen: das sei, sagten sie, der Preis, um welchen die neu hinzugekommenen ihre Befreiung zu erkaufen hätten. Von den siebenhundert Millionen, welche Frankreich den Verbündeten zu zahlen hatte, kamen für die Kriegskosten drei Millionen der Schweiz zu. Ferner bezog sie als Entschädigung für die französische Invasion von 1798 eine Abfahrszahlung von fünf Millionen.

Im ganzen konnte die Schweiz zufrieden sein. Sie erreichte zwar nicht alles, was sie sich gewünscht hatte, aber ihr innerer Bestand, ihre Grenzen und ihre Beziehungen nach außen gestalteten sich günstiger als zuvor. Leider war unser Land vom Bundesstaat zum Staatenbund mit aristokratischen Einrichtungen zurückgekehrt und mußte noch ein ganzes Menschenalter die Abhängigkeit von den Grossmächten in empfindlicher Weise fühlen. Bundesorgan war die Tagsatzung, ein Kongreß von 22 Kantonen Abgeordneter, in welchen alle gleichmäßig nur eine Stimme hatten. Die Tagesherren stimmten, wie früher, nach Instruktionen. Die Leitung der Bundesgeschäfte wurde einem Vorort übertragen, zu je zwei Jahren abwechselnd zwischen Zürich, Bern und Luzern.

Nach der furchtbaren Anspannung war die Welt in Erschlaffung zurückgefallen. Nach dem Taumel der Revolution blickte man mit Sehnsucht auf die Zeiten vor derselben zurück und pries in übertriebener Weise das Glück der Vergangenheit. Es machte sich eine Art Gegenrevolution geltend oder ein Streben nach Restauration, d. h. Wiederherstellung des Alten. Die Anschauung von Volkssouveränität wurde als Irrlehre bezeichnet, denn nicht von unten, vom Volke, kommt die höchste Gewalt im Staate, sondern von oben, von Gott, und sie ist allein den Edeln und Auserkorenen vorbehalten; die Obrigkeiten sind von Gottes Gnaden.

Am 20. September 1815 hatten die regierenden Häupter Oesterreichs, Preußens und Rußland die heilige Allianz abgeschlossen und zwar unter der mystischen Eingebung Alexander I., welcher darin ein Mittel erblickte, die Völker zur Stütze der staatlichen Grundlagen und Frömmigkeit zu erziehen. Auch die Schweiz wurde dazu aufgefordert.

Anfänglich hatte sie zwar Bedenken wegen allfälliger Gefährdung der Neutralität. Allein es wurden beruhigende Versicherungen gegeben und die Mehrheit der Stände stimmte bei. Bald aber entstanden Verwicklungen, welche der Schweiz zeigen mußten, daß sie in eine neue Abhängigkeit gekommen sei, denn unter allen Völkern griff überall eine bedenkliche Verstimmung Platz. Die Nationen hatten auf mehr Freiheit gehofft; statt dessen kam das Gegenteil. Besonders in Deutschland erhielt sich die Freiheitsbegeisterung in der Studentenverbindung der deutschen „Burschenschaft.“ Beim Wartburgfest von 1817 war diese Freiheitschwärmerei offen zu Tage getreten und hatte die Regierungen mit Besorgnis erfüllt. Es begann die berüchtigte „Demagogengehe“, die Kerker füllten sich. Zahlreiche Liberale flüchteten nach der Schweiz. Diese Flüchtlingsgeschichten verursachten der Tagsatzung zahlreiche Ungelegenheiten. Die Schweizer wurden als Jakobiner verschrien und im Ausland mit Mißtrauen behandelt. Ein Notens Sturm ergoß sich über unser Land, sodaß 1823 ein Beschluß zu Stande kam, wonach die Stände dringend eingeladen wurden, Alles zu vermeiden, was Veranlassung zu Beschwerden geben könnte und nur solche Flüchtlinge zu dulden, welche nicht wegen Störung der öffentlichen Ruhe entwichen seien.

In den Kantonen bewegte sich das politische Leben in den alten Kreisen, man hatte große Scheu vor Neuerungen. In einer Beziehung erwarb sich das herrschende Regiment ein Verdienst: es ging mit den öffentlichen Geldern sparsam um und brachte überall Ordnung in die Finanzen, deshalb die Steuern gering waren. Die Schule stand durchweg unter der Herrschaft der Kirche. Im Jahre 1814 kamen die Jesuiten ins Valais und vier Jahre später nach Freiburg, wo Vater Girard seiner Lehrtätigkeit enthoben und sich nach Luzern in das dortige Kloster seines Ordens zurückzog. Die Klöster und Mönchsorden kamen wieder zu voller Wirksamkeit. Die klerikalen Kräfte fanden großen Zuwachs. Katholische Vereine und Zeitungen leisteten Vorschub, sodaß die Unduldsamkeit sich mehrte. Eines erspriesslichen Ausbaues erfreute sich das Militärwesen, denn man hatte 1798 und 1813 so schlimme Erfahrungen gemacht, daß man mit Blindheit geschlagen sein mußte, wenn man nicht die dringende Notwendigkeit einer Verbesserung desselben einsah. Die Eidgenossenschaft kaufte die Thuner Almend und eröffnete 1819 daselbst die erste Militärschule, wo Gelegenheit zur Ausbildung tüchtiger Offiziere geboten wurde. Mit Frankreich, Holland, Spanien und Neapel wurden Militärkapitulationen abgeschlossen, um den Söhnen der alten Familien Offiziersstellen und armen jungen Männern ein Auskommen zu verschaffen.

Als eine Epoche der Ruhe und des Friedens mußte die Restaurationsperiode, ähnlich wie der Zeitraum von 1803 bis 1813, im Allgemeinen außerordentlich günstig auf die Entwicklung von Handel, Gewerbe, Verkehr, Wissenschaft und Kunst wirken. Trotz der Hungerjahre 1816—1817, wo das Brot dreimal teurer war als sonst, hob sich in vielen Gegenden der Wohlstand. Der Maschinenbetrieb nahm einen bedeutenden Aufschwung. Die Baumwollspinnereien beschäftigten zu dieser Zeit schon 300,000 Spindeln, doch soll es daneben noch 12,000 Handwebstühle gegeben haben. Ganz neue Zweige der Industrie kamen auf, wie z. B. Stickerie in Plattstich, Jaquardweberei,

Buntweberei, Türkischrotfärberei u. s. w. Die Dampfschiffahrt kam auf und verschiedene Alpenstraßen wurden verbessert und verschönert.

Die gemeinnützigen Bestrebungen nahmen einen erfreulichen Fortgang, die in erster Linie durch die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft gefördert wurde. Es wurden Spitäler, Witwen- und Waisenkassen, Blinden- und Taubstummenanstalten, Rettungsanstalten u. s. w. gegründet, wo hauptsächlich der wackere Appenzeller und freigebige Menschenfreund Joh. Kaspar Zellweger von Trogen sich unsterbliche Verdienste erworben.

Auf dem Gebiete der Geschichtschreibung sind bemerkenswert: Gluz-Blogheini, F. J. Hottinger, Dr. Anton Henne, Heinrich Zschokke und Ludwig Meier von Knonau; als Naturforscher die Berner Bernhard Studer und Hugi. In der schönen Literatur glänzen Ulrich Hegner von Winterthur, der Züricher David Heß und der Fabeldichter Abraham Fröhlich von Brugg.

Bei Gelegenheit der Feier des Reformationsjubiläums 1819 wurde die Zofinger Studentenverbindung gegründet, aus welcher später viele radikale Politiker hervorgingen und in Aarau wurde 1824 das erste eidgenössische Schützenfest abgehalten.

Allmählig erwachten die Geister. Der Schrecken, welchen die heilige Allianz eingeflößt hatte, war im Schwinden begriffen. Man atmete wieder etwas auf; die Presse nahm eine offene Sprache an. Den größten Anteil am Triumph des Liberalismus hatte die im Jahre 1828 von dem Arzt und Statthalter Johann Meier von Trogen ge-

gründete „Appenzellerzeitung“. Wenn irgend Jemand in einem Kanton eine Beschwerde hatte, so schickte er sie nach Trogen und warf sie von da ins Volk hinaus. Sie war der eifrigste und kraftvollste Vorkämpfer der neuen Ideen und wurde deshalb am meisten gefürchtet von den staats-erhaltenden Regierungen, die wiederum ihren Stützpunkt im „Erzähler“ von St. Gallen fanden, welcher von dem vielgewandten Müller-Friedberg redigiert wurde. Neben der Appenzellerzeitung vertraten die „Neue Zürcher Zeitung“ seit 1823 mit dem freisinnigen Paul Usteri und die „Thurgauer Zeitung“ mit Mörike und Kesselring an der Spitze, die neuen Ideen. Das volkstümlichste Journal, das durch seine Vielseitigkeit und seinen Humor besondere Beachtung verdient, ist der im Jahre 1804 gegründete „Schweizerbote“ in Aarau, redigiert von dem trefflichen und unerschöpflichen Heinrich Zschokke. Dies ist das älteste unserer Volksblätter und war 40 Jahre lang das gesuchteste und einflußreichste Organ in der deutschen Schweiz und wurde von den Schweizern in der ganzen Welt gelesen.

Plötzlich kam von Paris her die Nachricht, eine Revolution sei ausgebrochen; binnen drei Tagen habe man Karl X. gesprengt und Louis Philipp von Orleans auf den französischen Thron gesetzt. Dieses unerwartete Ereignis erzeugte in der Schweiz wie in Europa ein ungeheures Aufsehen. Fast überall wurden unter freiem Himmel tagende Volksversammlungen abgehalten. Es begann bei uns ein neues Zeitalter, die Zeit der sogenannten „Putzche“, welche wir nächstes Jahr in Schrift und Bild den Lesern unsers Kalenders vor Augen führen werden.

405736

Useri Puuresprooch.

Zum hundertsten Geburtstage des appenzellischen Dialektforschers Dr. Titus Tobler.

Von Dr. J. Bettsch, Redaktor am schweizerischen Idiotikon.

Die vielen Fremden, die alljährlich unser schönes Schweizerland besuchen, sind erstaunt über die ehrenvolle Stellung, die bei uns die Mundart einnimmt. Während sie andernorts nur noch im Verkehre der untern Stände unter sich lebt, ist sie bei uns noch allgemeine Umgangssprache zwischen Gebildeten und Ungebildeten, Hoch und Niedrig, Reich und Arm. In dieser Tatsache liegt eine unserer schönsten nationalen Eigenheiten, die zu bewahren jedem echten Schweizer ans Herz gelegt werden sollte.

Leider gilt auch hier oft: wo das Verständnis fehlt, da fehlt die Liebe. Manchem Halbgebildeten ist alles zuwider, was urchigem Volkstum entspringt, und er schämt sich angestammter Eigenart und Sitte. Was gibt es Ehrwürdigeres, was ist inniger mit dem ganzen Wesen eines Volkes, seinem Ursprung und seiner Geschichte verknüpft, als die Mundart? Sie ist die Sprache unserer Kindheit, die Sprache unserer Väter. Vor weit mehr als tausend Jahren brachte der deutsche Volksstamm der Alemannen die deutsche Sprache in unser schönes Appenzellerland. Wir sind die Nachkommen dieser Besiedler und wir haben unsere Mundart von ihnen geerbt. Laute und Wörter haben sich von Generation auf Generation übertragen, von Mund zu Mund sind sie durch die Jahrhunderte gewandert, auf einer

langen, lebendigen Brücke bis zu uns. Wie das Kind sie von seiner Mutter, seinem Vater gehört hatte, so lernten es später wieder seine Kinder von ihm.

Allein auf dieser langen Wanderung, wo die Träger immer wechselten, ist die Sprache nicht unverändert geblieben; sie hat sich so verändert, daß wir heute Mühe hätten, uns mit unsern Vorfahren vor tausend Jahren zu verständigen. Die Bitte um das tägliche Brot im Unservater z. B. lautet in der Sprache jener Zeit: Broot unseras tagaliichas gib uns hiutu, d. h. User tägli Broot geb ü üs hüt, und ein Sprichwort sagt: Soo is regenoot, soo nasseent die bauma, d. h. Wenn's regnet, weerid d' Bömm naß. Vor Allem floß die Rede zu jener Zeit viel langsamer dahin; das zeigen die vollen Laute a, o, i, u, die in den End- und Nebenfilben gesprochen wurden. Schon einige Jahrhunderte später sind sie zu e abgeschwächt und in unserer heutigen Mundart vielfach ganz weggefallen. Wir sagen hüt für hiutu, regnet für regenoot, Bömm für Bauma. Die Entwicklung der einzelnen Laute (Buchstaben) ist aber nicht eine regellose, sondern es läßt sich bei näherem Zusehen, wie bei den Veränderungen in der Natur, eine bestimmte Gesetzmäßigkeit erkennen. Diese Lautgesetze durch das Studium der Mundart herauszufinden ist die